

Der Gefährte

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-764144>

Nutzungsbedingungen

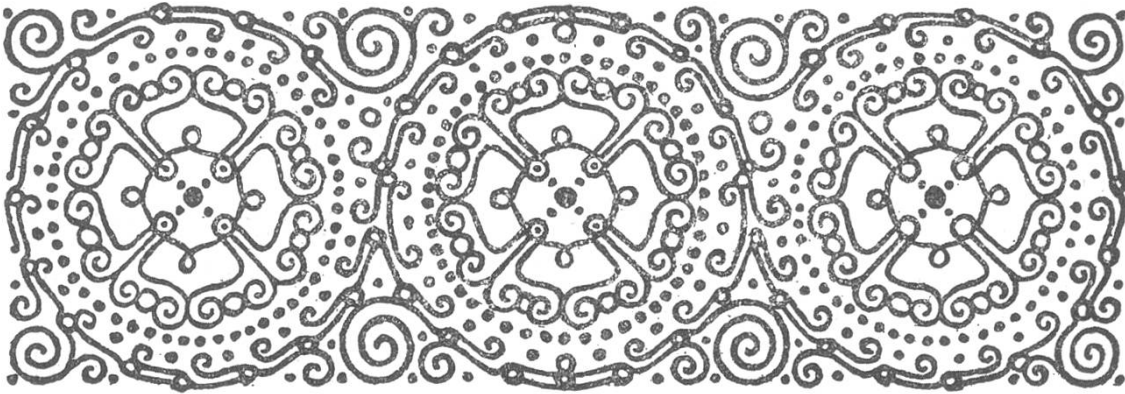
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



DER GEFÄHRTE

EINE ERZÄHLUNG VON PAUL ILG

Alle Tage geschieht's, mitten im Licht, im heiteren Genuss des Daseins kehrt einer sich um, als hätt' er weit hinten seinen Namen gehört — das Lebenslied verstummt, die Gegenwart schwindet wie ein Nebel und das verwandelte Auge sinkt in den Abgrund der Vergessenheit. Wer stand nicht schon einmal auf den Tod erschrocken in ihrem Schattenreich? Wer sah je einen jener Blitze flammen, die irgend einen Schauplatz unserer Vergangenheit unverhofft beleuchten, so grell und schauerlich, dass wir in einem Nu wieder alle Ereignisse jener Zeit durchleben, wobei die Gräber der Seele sich öffnen und ein Reigen anhebt von Gestalten, an die wir im Traum nicht mehr dachten? Wir erblassen über uns, über die seltsame Beschaffenheit des menschlichen Geistes, der die peinlichsten Niederlagen spielend verwinden, tief eingedrungene Offenbarungen vergessen kann, als lohnte sich nicht, ihnen einen guten Platz im Gedächtnis zu bewahren. Ein vergilbter Brief fällt uns in die Hand, ein verschollener Klang dringt in unser Ohr, ein altbekanntes Gesicht taucht auf im Gedränge . . .

Alle Tage geschieht's, und die Betroffenen fahren zusammen, horchen, starren und sinnen — —

So erging es mir, als ich jüngst einen Richterspruch las, durch den über meinen besten Jugendgefährten der Stab gebrochen

wurde. Da schossen die Erinnerungen auch mit Riesenwellenkraft hervor und warfen mich im gleichen Augenblick an den Strand der Kindheit, mitten hinein in frühe Leiden und Freuden, deren Macht und Bedeutung mir freilich erst viel später aufgehen sollte.

Arnold Schlatter war der Sohn des Treustädter Kornhausverwalters, eines rechtschaffenen Mannes, auf dessen Andenken kein Schatten fällt, wenn ich erwähne, dass sein Amt ihn über Gebühr fesselte und mehr als gut vom häuslichen Kreise fernhielt. Seiner Mutter entsinne ich mich als einer ganz und gar kindischen Person, die zu ihrer Menschenscheu ein verschrobenes, weltfremdes Gebaren an den Tag legte. Sie war so klein, dass Arnold sie schon im elften Jahr überragte, dazu machte sie sich überall auffallend dünn, fegte flink an Hecken, Mauern, Geländern entlang und zeigte stets ein märchenhaftes Lächeln, wenn man sie grüßte. Zwar konnte sie auch reden, doch sicherlich nie mehr als zwei, drei Sätze hintereinander, dann geriet sie ins Stammeln und lief kopfschüttelnd davon. Mir war sie deshalb zuerst unheimlich; nur durch die innige Freundschaft, die mich mit dem Sohn verband, kam ich ihr allmählich näher und zuletzt bewies sie mir sogar eine herzbewegende Anhänglichkeit.

Als er mich das erstemal mit nach Hause nahm, geschah es, um mir seine Schätze zu offenbaren. Es verlohnte sich wohl der Müh'; er drückte damit mich, mein Eigentum, meine Verdienste gründlich nieder und machte mich von stundan zu seinem willigen, bewundernden Sklaven. Ich hatte zuvor natürlich auch so leidenschaftlich wie nur einer allerlei schnurrige Steckenpferde geritten. Mit elf Jahren konnte ich handorgeln, dass ich der Gassenpfeifer und Herdnachtigallen Lieder, Märsche und Tänze weit besser als das Vaterunser beherrschte; außerdem war ich kundig der verzwickten Laubsägekunst bis zu einem Grade, von dem meinen Ernährern eher der „Faden“ als mir der Formenschatz ausging. Aber was waren das armselige Talente im Vergleich mit denen, die Arnold Schlatter entfaltet hatte. Ich kam, sah und schämte mich meiner Stümpereien aus Herzensgrund.— Zum ersten führte er mich vor zwei meterlange Glaskasten mit musterhaft ausgespannten und phantasievoll zusammengestellten Schmetterlingen aller Arten, wobei er mich fast am meisten durch

die ihm völlig vertraute Poesie der Namen entzückte. Ja, was noch nie ein bestallter Lehrmeister in mir erweckte, gelang diesem Knaben mühelos, mit einem Handstreich: Er versetzte mich alsbald in einen Rausch der Naturerkenntnis und Wissbegier, da er mich mit heiligem Eifer von den Metamorphosen und Flugstätten unterrichtete, mir in ungezählten Schachteln und Kisten seine Raupenzucht vorführte, die Fanggeräte, Spannbretter, Fachbücher, sowie seine teuflischen „Giffläschchen“ herbeischleppte, davor mich wahrlich ein gerechtes Staunen ankam. Welch eine Welt der Farbe, der Freude, der reizendsten Geheimnisse! Was ich da sah und hörte, war längst mehr als ein Kinderspiel. Kein Forscher konnte sein Geschäft ernster, gründlicher betreiben. In den Ferien machte er ganze Tagesreisen, um irgend eine ihm fehlende Gattung auszukundschaften; halbe Nächte stand er auf der Lauer am Waldrand, in Gärten und Friedhöfen. „Diesen Apollo fing ich hoch oben auf der Segesser Alp; das gelbe Ordensband fand ich in einem Abzugsrohr am Kanal; um diesen Schillerfalter zu bekommen, musste ich mit dem Ketscher eine Buche erklettern; und den seltenen Oleanderschwärmer hier erwischte ich im Wartensteiner Schlosspark, wo ich mich wie ein Dieb einschleichen musste.“ Stundenlang konnte er so berichten, ohne mich zu ermüden.

Es zeigte sich bald, dass er auch noch auf andere Weise mit der Natur im Bunde war und überhaupt nur in ihr wahrhaft zu leben vermochte. Andere als seine Fachschriften las er nicht, selbst den Lederstrumpf und den letzten Mohikaner kannte er nur vom Hörensagen.

Ich wurde also sein Famulus und Begleiter auf allen Wegen. Dass er mich schließlich tyrannisierte, mir keinerlei Selbständigkeit einräumen wollte, kränkte mich kaum. Es fiel mir auch gar nicht ein, seine Wissenschaft egoistisch auszubeuten; denn ihre Vollkommenheit hielt mich stets in gehörigem Abstand, und mit den Brosamen, die von des reichen Herrn Tische fielen, durfte ich mich trotzdem noch brüsten vor anderen Kameraden. Ihm verdanke ich gewiss die vollsten, reinsten, schönsten Stunden meines Lebens. Wenn wir so an glutheißen Sommertagen nebeneinander zur Stadt hinauszogen, den Ketscher von grüner Gaze in der Hand, mächtige Botanisierbüchsen auf dem Rücken, war ich stolz

wie ein Polarreisender oder Afrikaforscher. Arnold hatte immer ein bestimmtes Ziel im Auge, er rannte selbstverständlich nicht auf gut Glück über die Fluren hin wie die vielen Dilettanten seines Zeichens, denen es nur darauf ankam, „Sommervögel“ zu fangen, kurz, Schmetterlinge um jeden Preis und gleichviel, welcher Gattung. Über diese Art Fang konnte er sich fürchterlich ereifern. Ich werde nie vergessen, wie er einmal so einen schändlichen „Aasjäger“, der ihm ahnungslos seine an Stecknadeln aufgespießte, zappelnde Beute zeigte, zu Boden warf und gottsjämmerlich verprügelte. Nein, in seinem Treiben war Methode und Menschlichkeit. Und wenn ich ihn unterwegs bescheiden fragte: „Was für welche fangen wir heute?“ so konnte er, je nachdem, im vornherein sagen: „Heut geht's auf Segelfalter ins Horner Moos,“ oder: „Ich will nur sehen, ob schon Herbsttrauermäntel fliegen!“ An Ort und Stelle wies er mir großmütig irgend einen Lauerposten an, gab mir strenge Verhaltensmaßregeln und verblüffte mich immer wieder, wenn er vor dem oder jenem Gehege mit apodiktischer Sicherheit feststellte: „Pass auf, da wird bald ein Quittenvogel zum Vorschein kommen!“ Mit seinem Lob war er hingegen äußerst karg. Glückte mir einmal ein besonderer Fang, so nahm er die Beute zuerst misstrauisch in Augenschein und wehe mir, wenn ich im Übereifer einen Fühler geknickt oder gar Äther auf die Flügel geschüttet hatte. Dann warf er mir die schöne Leiche wütend vor die Füße und stampfte sie pietätlos in Grund und Boden hinein. Freilich konnte ich seine wundersame Geschicklichkeit niemals erreichen. Im Umgang mit den empfindlichen Tierchen wurden seine klobigen Hände zart wie Flaum und weich wie Mollusken. Wo werde ich nochmals eine so köstliche Erregung, so große Funkelaugen sehen wie damals, wenn irgend ein seltenes Flügelschillern seine Erwartung übertraf! Eine Katze konnte nicht lautloser schleichen, ein Akrobat nicht gewandter sein. Wer erlebte wohl stärkere Schauer als wir auf unsern nächtlichen Streifzügen, wo wir oft genug zum Schaden der Hosen mannshohe Mauern, Gitter, Drahtzäune erklommen, um zu einer Geisblattlaube, einem Pechnelkenbeet zu gelangen, wo unsere dickleibigen Schwärmer den Honig holten!

Das waren also die Feste der blauen, sonnigen Tage. Aber auch bei Regenwetter saßen wir nur ungern zu Hause; da gab

es wieder andere, nicht weniger lockende Zerstreungen. Im Treustädter Hafen war keine bessere Fischfangstelle als der Ladeplatz am Kornhaus. Da gebot Arnold mit unbeschränkter Gewalt. Ohne seine Zustimmung durfte keiner wagen, eine Angel auszuwerfen. Es wimmelte da von fetten Brachsen und Karpfen. Oft standen wir vor Tagesanbruch auf, und bis dann die Schule anfing, hatten wir gewöhnlich schon einen wuchtigen Braten beisammen. Bei der Teilung ging es allerdings gar nicht brüderlich zu; ich musste zufrieden sein, wenn er mich alle Fasttage einmal zum Schmause einlud. Gleich einem fanatischen Knauser nahm er seine Vorteile wahr; er trieb einen schwunghaften Handel mit Vögeln, Meerschweinchen, Fischen, Laubfröschen und Schmetterlingen. Auf tote Dinge wie Münzen und Briefmarken ließ er sich nicht ein.

Ich will jedoch nicht verschweigen, dass dieses frohe, üppige Naturleben auch eine gewisse Verrohung zur Folge hatte. Wenn wir zur Laichzeit auf Frösche gingen, was am liebsten nachts bei Fackelschein geschah, wo wir die schleimigen Biester zu Hunderten fingen und in Säcken nach Hause brachten, nahm Arnold ohne Gewissensbisse ein Beil, schnitt ihnen die Schenkel ab und warf die Verstümmelten zu weiterem Gedeihen wieder ins Wasser. Desgleichen nahm er von allen Seiten gegen Entgelt Kaninchen zum Schlachten entgegen: er schlug sie mit einem Prügel hinter die Ohren und zog ihnen trotz einem Waidmann das Fell vom Leibe. Für mitleidige Nachbarinnen machte er alten, rühdigen Hunden und Katzen den Garaus, aber auf eigene Rechnung und Gefahr hat er heimlich gar manche Taube geschossen. Ohne eine zugkräftige Schleuder oder Schrottpistole ging er nicht „über Land“.

Von dieser vielseitigen Betriebsamkeit mochte sein Vater nur wenig wissen. Die Mutter hingegen war eingeweiht. Der Junge fertigte ungescheut Vogelschläge vor ihren Augen, er trug ihr seine Beute in die Küche und sie buk ihm zum Vesper Fische, Tauben, Froschschenkel, aß wohl auch selber herzhaft mit, wenn genug da war. Offenbar ergötzte sie sich sehr an seiner Stärke, seinen Listen und Schlichen. Bei aller Scheu, die sie sogar gegen den Sohn empfand, gab sich ihre übergroße Liebe leicht zu erkennen.

„So, du wüster Seeräuber, was bringst mir wieder an? Schäm dich, schäm dich!“ schalt sie ihn, wenn er blinzeln eintrat und die Taschen auskramte. Aber dann brauchte Arnold nur einen fröhlichen Bericht über seine Abenteuer abzugeben, so lachte sie schon bis zu Tränen und tat, was er begehrte. Bei ihrer Nachsicht und Einfalt konnte es ihm nicht schwer fallen, gut gegen die Mutter zu sein; tatsächlich gab er ihr nie ein böses Wort. Aber der Vater schlug ihn mitunter recht hart, wenn Klagen aus der Schule kamen, und trieb den Burschen damit auf noch schlimmere Abwege. Der Alte starb jedoch, als Arnold vierzehn Jahre zählte. Die Witwe musste dann mit einem bescheidenen Ruhegehalt auskommen und etwas lernen, was ihr höllisch schwer fiel: Arnolds Großmannssucht zu bekämpfen. Indessen konnte sie nicht hindern, dass er immer gleichgültiger gegen die Schule wurde und endlich ganz ausblieb. Mit sechzehn Jahren hatte er das volle Rekrutenmaß und die Mutter musste nun ohnmächtig zu ihm aufsehen. Allein während ich zu dieser Zeit bereits den Kaufmannslehrling hinter mich warf und mit selbstverdientem Golde prahlte, rückte der große Lummel immer noch mit dem grünen Ketscher aus oder hockte mit der Angelrute auf dem Hafendamm. Einmal hatte er's zwar ebenfalls in einer Kolonialwarenhandlung versucht, mit dem Erfolg nämlich, dass er nach etlichen Wochen wegen sträflicher Faulheit und Naschhaftigkeit — er stopfte sich die Taschen mit Rosinen, Mandeln, Backpflaumen voll — wieder heimgeschickt wurde.

Ich liebte ihn nach wie vor, obwohl mir sein großspuriger Müßiggang und Freiheitsdrang nicht mehr gefallen wollte. Durch meine Stellung, meine guten Aussichten ließ er sich keineswegs einschüchtern: demgegenüber zog er ganz einfach hohe Wechsel auf die Zukunft, und sein Lieblingsgedanke war, sich bald einmal einer wissenschaftlichen Expedition anzuschließen. Die stolzen Absichten mussten seine zeitliche Blöße bemänteln. Immerhin brauchte er bei unsern abendlichen oder sonntäglichen Vergnügungen nicht ganz zurückzustehen; die Mutter gab ihm den letzten Rappen, den sie entbehren konnte.

Bald trat jedoch ein Ereignis ein, das auch mich von dem großen Taugenichts trennte. Wir gehörten beide dem Treustädter Fußballklub an und Arnold, der in solchen Sprüngen früh Geübte,

war natürlich auch da der beste Mann im Feld, weshalb ihm die andern manche Unart nachsahen. Eines abends ertappte man ihn jedoch dabei, wie er sich an den Kleidern eines andern zu schaffen machte, und da in jener Zeit mehrere Garderobediebstähle vorgekommen waren, wurde er in der nächsten Sitzung aus unserm Klub ausgeschlossen, obwohl ja kein handgreiflicher Beweis gegen ihn vorlag. Sein Faulenzerleben sprach gegen ihn. Ich wagte nicht, ihn zu verteidigen, und warf einen leeren Stimmzettel in die Schale.

Ach, dass es mir damals an edlem Mut gebrach, mit starken Worten für den unglücklichen Freund einzustehen! Vielleicht hätte ich ihn retten, durch eine solche tapfere Fürsprache zur Besinnung über sein verfehltes Dasein bringen können. Statt dessen ging auch ich ihm ängstlich aus dem Wege und ließ mich kalt verleugnen, wo er nach mir fragte, aus übertriebener Sorge, mich durch den fernern Umgang mit ihm ebenfalls unmöglich zu machen. Als er es endlich merkte, lebte ich lange in der Furcht, auf offener Straße von ihm angefallen und schmachvollen Verrats geziehen zu werden. Doch nichts dergleichen geschah. Dagegen kam er nun an manchen Abenden wieder auf die Allmend hinaus und sah unsern Spielen von ferne zu. Ich vermag meine innere Not nicht zu schildern, da ich den starken, klugen Burschen so allen Stolzes bar erblicken musste. Und das Traurigste an diesem Verfall einer Freundschaft stand mir noch bevor. An einem regnerischen Sonntag um die Mittagszeit erhielt ich unverhofft den Besuch von Arnolds Mutter. Die wunderliche Frau trat mit einem großen Paket in unsere Stube, nickte mir mit ihrem altgewohnten Lächeln zu und wickelte hiernach aus dem Umschlagtuch einen Kasten voll prächtiger Schmetterlinge, den sie mir in hilflosem Stammeln als Geschenk ihres Sohnes anbot. „Zum Andenken an frühere Zeiten“ — wie sie sagte. Ohne meine Antwort abzuwarten, unaufgefordert ließ sie sich auf einem Stuhl nieder und schlug die Hände vors Gesicht. Ich sprach ihr, grausam betroffen, zu, mir ihr Leid anzuvertrauen; ich wollte sie bitten, sich wegen Arnolds mit mir zu beraten, ihr eine Aufforderung zum Besuch für ihn mitgeben, allein sie zerrann mir sprachlos in Tränen und ergriff wiederum zur Unzeit die Flucht.

Fühlte sie ihre, unsere Ohnmacht gegenüber dem selbstherrlichen Burschen, glaubte sie selbst, dass er den Anschluss an eine ehrliche Existenz für immer versäumt habe, oder trieb sie etwa eine mir unbewusste Kälte so jählings davon? Ich kann es nicht sagen. Arnold ließ sich bei mir daheim nicht sehen. Mich schauderte schon in Gedanken vor einem neuen Ausbruch des mütterlichen Jammers, den ich doch wahrlich nicht verschuldet hatte. So kamen wir leider doch nicht mehr zusammen. Kurz darauf fuhr ich nämlich zu meiner weiteren Ausbildung ins Welschland, wo ich einige Jahre blieb und in den Stürmen der ersten Liebe das Schicksal des versandeten Kameraden bald vergaß. Nach Treustadt kehrte ich erst als glücklicher Bräutigam zurück, um im Kreise meiner Getreuen die Hochzeit zu feiern. Das war wohl auch nicht die geeignete Stunde, einer zweifelhaften Existenz nachzuspüren. Das Wiedersehen mit Arnold Schlatter ereignete sich ganz von ungefähr und schlug mir sengend wie ein Blitz in die Seele. An einem heiteren Frühlingsnachmittag schritt ich neben dem mir angetrauten Leben auf die Schützenmatte zu, wo sommersüber stets einige Buden standen und die Gassenbuben gern ihre Spiele machten. Auch an diesem Tage gewährte ich ein Rudel, das sich mit einem Fußball vergnügte. Dieser Sport war den jungen Treustädtern schon lange der liebste Zeitvertreib. Die Tore hatten sie durch aufgeschichtete Joppen und Mützen markiert; weil jedoch das freie Feld viel zu kurz war, machten sie da weit mehr Geschrei als gute Schläge. Aber unter den kleinen Knirpsen tummelte sich zu meiner Überraschung ein ausgewachsener, ungeschlachter Kerl mit offener, haariger Brust, den ich zuerst für einen Lehrer hielt, infolge seiner zerlumpten Hosen, seines lächerlichen Gebarens jedoch bald als einen andern erkannte.

Wirklich war es Arnold Schlatter; allein meine fünf Sinne sträubten sich lange gegen diese Tatsache. Welch erschreckende Fülle der Verkommenheit starrte mich aus seiner Erscheinung an! Eine gänzlich kindgebliebene, würdelose Seele, dazu ein wetterfester, geschmeidiger Körper, wie geschaffen, schwerste Arbeit zu verrichten, Bäume zu fällen oder Lasten zu schleppen. Was aber machte er da . . . der Fünfundzwanzigjährige inmitten der kleinen Schreihälse, die ihn mit wüstem Halloh umkreisten?

Ich musste auch eine Weile jede Besinnung verloren haben, da ich mich, ungeachtet meiner Begleiterin, hinreißen ließ, des einstigen Freundes Namen zu rufen.

„Bist du das, Schlatter? Was machst du denn da für komische Sprünge?“ rief ich im Andenken an unsere schönen Zeiten beschämt und bestürzt. Da warf sich der arme Narr wie ein gestochenes Tier nach mir herum, starrte mich einige Sekunden ungläubig an, wobei seine Rechte erinnerungsschwer über die Stirn, die struppigen Haare strich. O trauriges Besinnen, o furchtbares Verlorensein!

Was mochte er in diesem Augenblick fühlen, da er mich, den treuen Begleiter von ehemals, als gemachten Mann am Arm eines holden jungen Weibes erkannte? Ich sah sein Erblassen, wie er plötzlich am ganzen Leibe zitterte, als müsste er auf der Stelle versinken — und litt mit ihm unter der Not, die nicht mehr weiß woaus, woein. Aber nicht lange, so stürzte er sich wieder selbstvergessen auf den Ball und schlug ihn mit aller Kraft, so dass er hoch über die nahen Buden hinwegflog, worüber die Buben in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Schauernd, fröstelnd im Sonnenschein wandte ich mich ab und den ganzen Tag über würgte ich an der trostlosen Frage, wie ein von Grund aus verheißungsvolles Menschenleben so früh, so traurig zu Schanden werden konnte.

Seit dem sah ich ihn nicht mehr. Kürzlich aber las ich einen Prozess, in welchem Arnold Schlatter beschuldigt war, einen Waldwärter, der ihn beim Wildern stellte, erschossen zu haben — und weiß nun auch, dass er sein Leben hinter harten Mauern beschließen muss. Hingegen führte mein Unstern mir noch einmal Arnolds Mutter in den Weg, die ich wohl kaum mehr erkannt hätte, wenn nicht im Vorübergehen jenes befremdliche Lächeln über ihre welken Züge geglitten wäre, das mich schon als Kind so unheimlich berührte. Sie ist im Irrenhaus gestorben.

